

Weißer Identität und Geschlecht

Katharina Walgenbach

In der Analyse sozialer Ungleichheiten nehmen die kritischen *Whiteness Studies* einen Perspektivenwechsel vor: Nicht die Konstruktionen des Anderen stehen im Fokus der Untersuchung, sondern die kritische Dekonstruktion der Norm. Operiert man jedoch mit diesem Perspektivenwechsel ist festzustellen, dass sich *Whiteness*¹ zumindest in Gesellschaften mit egalitärem Selbstverständnis, jeder Definition zu entziehen scheint. Ruth Frankenberg bezeichnet dies als Privileg der »strukturellen Unsichtbarkeit« (Frankenberg 1993: 6).

In ihren Interviews mit Weißen Frauen in den USA kam Frankenberg zu dem Ergebnis, dass es ihre Interviewpartnerinnen beinahe unmöglich war, über ihre »Weiße Identität« oder »Weiße Kultur« Auskunft zu geben. Eine ethnische Identität mit entsprechenden kulturellen Praktiken, schienen nur die Anderen zu haben.² So nahmen die interviewten Frauen beispielsweise die Sprache, Essgewohnheiten oder Musikstile von mexikanischen oder afroamerikanischen Einwander/-innen als *spezifisch* wahr und die eigenen kulturellen Praktiken als *regulär* (ebd.: 197f.). Mit dieser Zuordnung beanspruchten die Interviewpartnerinnen allerdings auch normative Autorität. Sie fühlten sich in der Lage zu definieren, was als *regulär* oder *normal* in den USA gilt. Folglich geht es hier nicht allein um Prozesse des Unterscheidens, sondern auch des Hierarchisierens.

In diesem Artikel soll das Privileg der »strukturellen Unsichtbarkeit« von *Whiteness* aufgehoben werden. Es wird aufgezeigt, dass »Weißsein« keine biologische Kategorie darstellt, sondern eine soziale Position markiert. Dabei wird *Whiteness* allerdings nicht als monolithische Formation gefasst, vielmehr wird davon ausgegangen,

1 Auf eine Übersetzung des Begriffs *Whiteness* wird in diesem Artikel weitgehend verzichtet, da deutsche Begriffe wie etwa »Weißsein« die Komplexität des englischen Begriffes reduzieren und zudem einen deutlich essentialistischen Beiklang haben. Der Begriff *Whiteness* umfasst viel mehr als der Begriff »Weißsein«. *Whiteness* steht für ein Gesamtkonzept von Konnotationen, Subjektpositionen, sozialer Ordnung, Kategorienbildungen, Wahrnehmungsmuster, sozialer Erfahrung und vor allem für Macht und Dominanz. Zudem wird *Whiteness* und »Weiß« im Folgenden groß geschrieben, um die soziale Konstruiertheit dieser Kategorie herauszustreichen.

2 Birgit Rommelspacher spricht in diesem Zusammenhang auch von »verleugneten Identitäten« (Rommelspacher 1995: 185).

dass *Whiteness* durch andere Kategorien wie Geschlecht oder Klasse gebrochen oder stabilisiert werden kann.

Repräsentationen von *Whiteness*

Die Dichotomie Norm versus Anderes in den Interviews von Frankenberg verweist darauf, dass beide Kategorien in einem relationalen Verhältnis zueinander stehen. Besonders in Film- und Literaturwissenschaften wurde deshalb herausgearbeitet, dass *Whiteness* das Andere braucht, um sich selbst zu definieren. Toni Morrison kommt bei ihrer Analyse amerikanischer Literatur beispielsweise zu dem Ergebnis, dass Weiße Schriftsteller/-innen in manchmal allegorischer oder metaphorischer Weise die Präsenz afrikanischer bzw. Schwarzer Figuren einsetzen, um über sich selbst zu sprechen. So werden in den literarischen Produktionen Themen wie Freiheit oder Autonomie oft in einem auffälligen Kontrast zur Schwarzen Sklaverei in Amerika gesetzt (Morrison 1995: 27, 40).

In seiner Analyse von Spielfilmen der 1930er bis 1970er Jahre kommt der britische Filmwissenschaftler Richard Dyer zu vergleichbaren Ergebnissen. Er zeigt auf, wie *Whiteness* über Sprache, Bilder oder Beleuchtungstechniken mit Moderne, Vernunft, Ordnung und Stabilität konnotiert wird, während Blackness als Kontrastfolie dient und sich durch Chaos, Irrationalität, Unterentwicklung und Gewalt repräsentiert (Dyer 1993; 1995; 1997).

Morrison und Dyer verweisen ebenfalls auf die geschlechtsspezifische Prägung von Konnotationen. Nach Dyer wird Weiße Weiblichkeit in Filmen beispielsweise mit Attributen wie Reinheit, Jungfräulichkeit oder Makellosigkeit belegt (Dyer 1993: 152–157; Dyer 1986). Morrison dagegen diskutiert literarische Produktionen, in denen die Weißen Protagonisten erst zur männlichen Reife gelangen, wenn sie beispielsweise als junger Leiter einer Sklavenplantage ihre Fähigkeit unter Beweis gestellt haben, das »Schwarze Andere« unterwerfen und beherrschen zu können (Morrison 1995: 67ff.).

Die Konnotationen »rein, »rational« oder »zivilisiert« sind in westlichen Gesellschaften zumeist positiv besetzt. Doch handelt es sich bei diesen Repräsentationen um *Selbst*beschreibungen eines Weißen Kollektivs. Nach Bell Hooks ist *Whiteness* in der kollektiven Erinnerung der *Black Community* aufgrund der historischen Erfahrungen mit Kolonialismus, Sklaverei und rassistischer Segregation mit anderen Bildern besetzt, nämlich mit Terror, Folter, Verschleppung, Angst, Hass und Gewalt (hooks 1992: 167ff.; siehe auch Ferreira 2003; Bay 2000).

Folglich geht es in den kritischen *Whiteness Studies* primär um die Analyse von Macht und Dominanz. Es geht weniger darum, dass Weiße Subjekte dazu befähigt

werden, ihre eigene Kultur als spezifisch wahrzunehmen. Nicht kulturelle Identitäten sind der Analysegegenstand der kritischen *Whiteness Studies*, sondern soziale Machtpositionen.³ Weiße Subjekte nehmen eine privilegierte Position im sozialen Raum ein. Nach diesem Verständnis stellt ›Weißsein‹ keine biologische Kategorie dar, sondern fungiert als gesellschaftlicher Platzanweiser (siehe dazu auch Walgenbach 2002).

Whiteness als soziale Position

Dieses Verständnis von *Whiteness* wird besonders in Studien deutlich, welche den historischen Wandel ethnischer Zuschreibungen untersuchen. Für Amerika weist der Historiker Matthew Frye Jacobsen beispielsweise nach, dass zwischen 1840 und 1924 von ›Weißen Rassen‹ im Plural ausgegangen wurde. Aufgrund der enormen Flüchtlingsströme aus Europa debattierte man nämlich in dieser Zeit, ob sich alle Immigrant/-innen unangezweifelt der ›überlegenen Rasse‹ zuordnen dürfen.

So wurden verarmte europäische Immigrant/-innen zwar als ›Weiß‹ identifiziert, sie sollten sich allerdings ›rassisch‹ gesehen von den ersten Siedler/-innen, den Anglosachsen unterscheiden. Die Flüchtlinge aus Europa galten zur damaligen Zeit als physiognomisch deviant, kulturell unzivilisiert und moralisch degeneriert. Dies betraf im übrigen auch deutsche Immigrant/-innen (Jacobsen 1999: 39ff.). Die Vorstellung einer monolithischen ›Weißen Rasse‹ setzte sich nach Jacobsen erst langsam nach der Einführung des Immigration Acts von 1924 durch.⁴

Noel Ignatiev zeigt in seiner Studie *How the Irish became White* (1995), dass sich die Ressentiments des anglosächsischen ›Old Stock‹ insbesondere gegen irische Immigrant/-innen richteten. Dieser Befund erklärt sich durch die jahrhundertlange Unterdrückungsgeschichte des protestantischen Englands über das katholische Irland. Nach Theodor Allen lassen sich in dieser Geschichte bereits zentrale Elemente rassistischer Herrschaft ausmachen, die er in seiner detaillierten Studie *Die Erfindung der Weißen Rasse* (1998) herausarbeitet.

Die konkurrierenden Vorstellungen über die Frage der Zugehörigkeit zum Weißen Kollektiv waren nicht zuletzt deshalb relevant, da sich an ihr staats-bürgerrechtliche Rechte festmachten. Nach einem Beschluss des amerikanischen Kongresses 1790 besaß nämlich nur »jede freie, weiße Person« das Recht auf die ameri-

3 Dazu gehört selbstverständlich auch die Definitionsmacht, eigene kulturelle Praktiken und Identitäten als gesellschaftliche Norm zu setzen.

4 Mit dem Immigration Act wurde die jährliche Anzahl von Immigrant/-innen durch Länderquoten limitiert.

kanische Staatsbürgerschaft. Aus Sicht der Anglosachsen war diese Einschränkung notwendig, da angeblich nicht alle Personen »fit for self-government« seien (Jacobsen 1999: 22ff.).

Jacobsen schlussfolgert aus seiner Studie, dass »Rassen« flexible Kategorien sind, deren Formationen und Bedeutungsinhalte einem steten Wandel unterliegen. Sie sind demnach nichts anderes als *public fictions*, die im Laufe der Geschichte auftauchen und wieder verschwinden. So spricht heute kaum jemand mehr von den Kelten oder Teutonen. Interessant erscheint Jacobsen, dass die jeweils historisch dominanten Ideen von »Rassen« dabei auch temporär die Wahrnehmung der Individuen strukturieren. So waren vergangene Generationen darauf trainiert, vermeintlich physiognomische Merkmale von Kelten, Hebräern oder Angehörigen der »Mittelmeer-Rasse« zu identifizieren, welche für das heutige Auge keine Ordnungskriterien mehr hergeben (Jacobsen 1999: 10, 137ff.).

Wie arbiträr die Zugehörigkeiten zum Weißen Kollektiv reguliert sein können, lässt sich auch anhand der deutschen Kolonialgeschichte illustrieren. So führte Dr. Wilhelm Solf, Staatssekretär im Reichskolonialamt, im Jahre 1912 für die deutsche Kolonie Samoa ein »Mischehen«-Verbot ein. Der Impuls dafür ging von den deutschen Kolonien in Afrika aus, wo man befürchtete, dass so genannte »Mischlinge«, wie nach deutschem Recht üblich, automatisch die Staatsbürgerschaft des deutschen Vaters erlangen. Dieses Szenario war im damaligen Krieg gegen die Herero und Nama (1904–1907) für viele Kolonist/-innen undenkbar. Unvorstellbar war für viele Kolonist/-innen auch die Vorstellung, dass »Schwarze« auch »Deutsche« sein könnten.

Dennoch gab es deutsche Siedler/-innen, welche sich durch das »Mischehenverbot« benachteiligt fühlten. Sie konnten ihren deutsch-afrikanischen Nachkommen nicht dieselben Privilegien zukommen lassen, welche sie selbst besaßen. Zudem verloren sie bei Missachtung des Verbots ihre bürgerlichen Ehrenrechte. Das heißt ihre Wahlberechtigung, die Möglichkeit Grundbesitz zu erwerben oder staatliche Hilfe in Anspruch zu nehmen (El-Tayeb 2001: 95).

Um diese Interessenkonflikte zu entschärfen, veranlasste Solf, dass zuvor geschlossene Ehen ihre rechtliche Gültigkeit behalten sollten (Essner 1999: 151). Dieser Erlass hatte allerdings zur Folge, dass Kinder aus sogenannten »Mischehen« in Samoa *vor* 1912 als »Weiße« galten, während sie *nach* diesem Zeitpunkt den »Eingeborenen« zugerechnet wurden. Die Zugehörigkeit zum Weißen Kollektiv war demnach nicht eine Frage der Komplexion bzw. Hautfarbe, sondern das Produkt einer juristischen Entscheidung bzw. einer willkürlich gesetzten zeitlichen Zäsur.

Anhand der »Mischlingsfrage« lassen sich nicht allein Prozesse der sozialen Zuordnung verdeutlichen, sondern auch die Konstruktionsprozesse von »Rassen« selbst nachzeichnen. So stellte beispielsweise die Diagnose einer entstehenden »Mischlingsbevölkerung« in den deutschen Kolonien ein Problem für die binäre Ordnungslogik

der deutschen Kolonist/-innen dar. Im Sinne von Mary Douglas generierten »Mischlinge« sozusagen Anomalien im kolonialen Ordnungssystem (Douglas 1988: 53). Um ihr rigides Klassifikationssystem zu erhalten, stellten deutsche Kolonist/-innen folglich Überlegungen an, eine dritte Ordnungskategorie für »Mischlinge« einzuführen (siehe auch Walgenbach 2005). Diese Idee verweist allerdings auf die potenzielle Möglichkeit, neue Ordnungsmuster zu *erfinden* und manifestiert damit den aktiven Konstruktionsprozess von »Rassen«.⁵

Interdependenzen: *Whiteness* und Geschlecht

Wie bereits angeführt, soll *Whiteness* auch in seiner Interdependenz mit anderen Kategorien wie Geschlecht analysiert werden. Von Ware's historische Studie *Beyond the Pale* (1993) hat in dieser Debatte wichtige Impulse gesetzt. In ihrer Analyse der britischen Geschichte des 19. Jahrhunderts fokussiert die Autorin sowohl auf Repräsentationen britischer Frauen im Kontext von Kolonialismus und Sklaverei als auch auf damalige politische Selbstverortungen britischer Feministinnen. Im Folgenden soll ihr Beitrag zur Analyse symbolischer Konstruktionen Weißer Weiblichkeiten hervorgehoben werden. In Ware's historischem Material lassen sich drei zentrale Symbolfiguren extrahieren: 1) Die viktimisierte Weiße Frau, 2) Die Weiße Frau als Symbol für Zivilisation und 3) Die respektable Weiße Frau.

Die Opferposition Weißer Frauen bei angeblichen sexuellen Übergriffen von Schwarzen bzw. kolonisierten Männern diente dem Weißen Kollektiv nach Von Ware häufig zur Legitimation rassistischer Gewalt. Dies zeigt sich insbesondere in der historischen Praxis des Lynchens Schwarzer Männer in den USA (Ware 1993: 38ff.). Angela Davis weist darauf hin, dass Lynchmorde erst *nach* Abschaffung der Sklaverei zum massenhaften Verbrechen wurden. Auf diese Weise wurde Schwarze Freiheit praktisch mit Weißem Terror beantwortet und reguliert. Zwischen 1865 und 1895, also innerhalb von 30 Jahren, wurden nach Davis Recherchen über 10.000 Lynchmorde in den USA an Schwarzen Männern verübt. Dabei legitimierte das Weiße Kollektiv diese Form der Selbstjustiz üblicherweise mit der angeblichen Vergewaltigung Weißer Frauen. Diese Argumentation führte nach Davis aber auch zu einer Schwächung der Weißen Opposition gegen Lynchmorde an Schwarzen (Davis 1982: 165–191).

⁵ Ein beeindruckendes Beispiel für den Prozess der Erfindung von »Rassen« ist Christine Hanks Studie über Rassenanthropologen um 1900. Hanke weist nach, dass deren Versuche »Rasse« zu vereindeutigen stets scheiterten, denn die Perfektionierung von Messmethoden, Erfassungskriterien, Klassifizierungsmodi und Messgeräten führten lediglich zu einer Pluralisierung von Kategorien (Hanke 2000).

In anderen Kontexten dagegen werden Weiße Frauen nicht als Opfer porträtiert, sondern als Botschafterinnen der Zivilisation: stark, befreit und selbstsicher. Im britischen Kolonialismus wurde die Symbolfigur der zivilisierten, Weißen, britischen Frau kontrastiert mit den indischen Praktiken der Witwenverbrennung und Kinderheirat. Für die britischen Kolonisatoren waren diese Praktiken der Beweis, dass sich die Inder/-innen auf einer niedrigeren zivilisatorischen Stufe befinden würden als sie selber. Zugleich sollte die Kontrolle und Unterbindung dieser Praktiken die britische Präsenz und kolonialen Herrschaftsambitionen legitimieren (Ware 1993: 11ff.; siehe auch Sinha 1987: 218).

Auf den ersten Blick scheinen sich die Symbolfiguren der viktimisierten Weißen Frau und der Weißen Frau als Repräsentantin von Zivilisation diametral gegenüber zu stehen. Sie haben allerdings eine signifikante Gemeinsamkeit: in beiden Fällen dient das vordergründige Interesse Weißer Männer für emanzipatorische Themen wie sexualisierte Gewalt oder Frauenbefreiung zu Legitimation kolonialer und rassistischer Herrschaft. So ist zu bezweifeln, dass britische Kolonisatoren sich mit dem selben Engagement für Frauenrechte in Großbritannien eingesetzt haben.

Auch aktuell läßt sich die Funktionalisierung von emanzipatorischen Zielen beobachten, wenn Kriege gegen Afghanistan oder Irak und andere mit der Unterdrückung islamischer Frauen legitimiert werden. Frauen- und Menschenrechtsinitiativen, welche zuvor ignoriert wurden, bekommen nun scheinbar eine Stimme. Doch darf man nicht vergessen, dass die Repräsentationen von verschleierten Frauen in westlichen Medien *auch* der Konsensbildung für militärische Interventionen über alle politischen Parteigrenzen hinweg dienen (vgl. Chomsky/Herman 1988).

Abschließend soll die dritte Symbolfigur in Ware's Studie präsentiert werden: Die »respektable Weiße Frau«. In den britischen Kolonien sollten Weiße Frauen nicht allein die Reproduktion der eigenen »Rasse« garantieren, sondern ebenfalls britische Moralprinzipien unter den Kolonisten kultivieren. Des Weiteren sollte das vorbildliche Verhalten Weißer Frauen die britische Präsenz in den Kolonien legitimieren. Dieser Aspekt lässt sich ebenfalls in deutschen Kolonialdiskursen identifizieren. Stellvertretend werden im Folgenden Diskurse des Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft präsentiert.⁶

⁶ Bei den folgenden Ausführungen handelt es sich um einen Ausschnitt einer umfassenderen Untersuchung. In einer Mikrostudie wurden 127 Artikel des Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft in der Zeitschrift »Kolonie und Heimat« inhaltsanalytisch ausgewertet (Mayring 1993). Der Auswertungszeitraum konzentriert sich auf die Jahre 1907–1914 (siehe Walgenbach 2005).

Weißer Selbstaffirmationen

Der Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft wurde 1907 in Berlin mit dem Ziel gegründet, die so genannten »Mischehen« in den Kolonien zu verhindern und dort »deutsche Sitte und Kultur« zu etablieren. Zu den wichtigsten Projekten des Frauenbundes gehörte die Vermittlung junger, lediger Dienstmädchen in die Siedlungskolonie Südwestafrika, dort sollten sie Weiße Familien gründen und die Kolonien langfristig sichern. Im Deutschen Kaiserreich warb der Frauenbund mit Veranstaltungen für die koloniale Idee, sammelte Spenden und Mitglieder und unterstützte die Frauenkolonialschulen in Deutschland. Den Berufsaufgaben der Mitglieder zufolge, war der Frauenbund eine vornehmlich bürgerliche Organisation. Zu Beginn des I. Weltkrieges umfasste der Frauenbund circa 18.000 Frauen und Männer (s. auch Walgenbach 2005).⁷

Die Diskurse des Frauenbundes eignen sich hervorragend, Prozesse *Weißer Selbstaffirmation*⁸ in den Kolonien nachzuzeichnen und nach dem Beitrag deutscher Frauen zur Produktion kultureller und sozialer Differenzen zu fragen. Zur Illustration kolonialer Grenzziehungsprozesse wird im Folgenden exemplarisch die symbolische Figur des »verkafferten Kolonisators« analysiert, welcher in den Diskursen des Frauenbundes eine zentrale Bedeutung zukam.

Unter dem Begriff der »Verkafferung« verstand man in den Kolonien so etwas wie eine kulturelle und soziale Degeneration. In den Augen der Kritiker/-innen manifestierte sich die »kulturelle Verwahrlosung« beispielsweise in sexuellen Beziehungen deutscher Kolonisten mit afrikanischen Frauen, in materieller Verarmung, übermäßigem Alkoholkonsum, einer »unordentlich geführten Farm« oder der Integration afrikanischer Ausdrücke in das eigene Sprachrepertoire.

Zur Illustration soll ein Zitat von Paul Rohrbach angeführt werden, ein prominenter Kolonialpolitiker und Schriftsteller, auf den sich der Frauenbund bevorzugt berief:

»In zahlreichen Fällen hatten sich die Ansiedler, namentlich die entfernten und vereinzelt wohnenden, farbige Konkubinen zugelegt, und unter dem Einfluss dieser heillosen Wirtschaft ging dann erfahrungsgemäß in erstaunlich kurzer Zeit alles und jedes Gefühl für Sitte, Kultur, gesellschaftliche Ordnung und

⁷ Zum Frauenbund siehe auch: Wildenthal 2003 und 2001; Carstens/Vollherbst 2002; Smidt 1994; Mamozaï 1989; Dietrich 2004.

⁸ Mit dem Terminus »Selbstaffirmation« stellte Foucault in seiner Studie »Sexualität und Wahrheit« (1983) heraus, dass das Sexualitätsdispositiv nicht zur sexuellen Kontrolle subalternen Klassen entworfen wurde, sondern zunächst auf die Selbstaffirmation privilegierter Klassen abzielte. So ging es der modernen Biomacht in erster Linie nicht um die sexuelle Repression auszubeutender Klassen, sondern um Techniken der Maximierung des Lebens, der Langlebigkeit und Zeugungskraft (Foucault 1983: 148). Foucaults Perspektivenwechsel und seine Betonung der produktiven Potenz von Diskursen soll für den hier vorliegenden Kontext fruchtbar gemacht werden.

nationale Würde verloren. Die Leute »verkaffern« wie man sagt; der stete Umgang mit dem farbigen Weib und deren ganzer Freundschaft und Verwandtschaft zieht sie in vielen Fällen rettungslos soweit hinunter, dass schwer abzusehen ist, wie aus einem solchen, in seinem ganzen Empfindungsleben einmal unter das bescheidenste weiße und europäische Niveau hinabgesunkenen Mann mit seinem Schwarm verwilderter, unerzogener, schmutziger Bastardkinder noch einmal eine national wertvolle Existenz werden könnte« (*Kolonie und Heimat*, Jg. 1, Nr. 7, S. 11).

Fragt man nach den Konstruktionen des Anderen, so lassen sich in diesem Zitat diverse herabsetzende Äußerungen identifizieren. Aus der Perspektive der *Whiteness Studies* stellen sich allerdings weitere Fragen: Welche Aussagen manifestieren sich in diesem Zitat bezüglich »Weißsein« bzw. einer Weißen Identität? Was lässt sich hier lernen bezüglich der Herstellungsprozesse der binären Kategorien »Schwarz« und »Weiß« bzw. wie werden hier Grenzen konstruiert? Nicht zuletzt: Wie manifestiert sich in diesem Zitat die Interdependenz von Geschlecht, Ethnizität und Klasse?

Nimmt man die Kategorie Ethnizität/»Rasse« in den Fokus zeigt sich, dass mit dem Begriff des »Verkafferns« der drohende Verlust einer Weißen Identität beschworen wird. In den Augen seiner Kritiker/-innen bedroht der »verkafferte Kolonist« folglich den zivilisatorischen Mythos, mit dem Weiße Dominanz in den Kolonien legitimiert wurde. Darüber hinaus wird in diesem Zitat aber auch die Möglichkeit der *Grenzüberschreitung* zwischen den binär verfassten Kategorien »Schwarz« und »Weiß« angedeutet. Zugespitzt formuliert wird hier die drohende Transformation des Kolonisators zum Anderen beschworen. »Weißsein« scheint demnach kein primordial gegebenes Merkmal zu sein, man kann »Weißsein« vielmehr erwerben oder verlieren. Mit anderen Worten: »Weißsein« ist im Kontext der deutschen Kolonien nicht allein eine Frage der Komplexion bzw. Pigmentierung, sondern auch der Identifikation und Lebensführung.

Im Fall einer aufrechterhaltenen »Mischehe« war der kulturelle Verlust des »Weißsein«, wie bereits angeführt, darüber hinaus mit einer sozialen Degradierung verbunden. Der Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte wurde zur damaligen Zeit im Übrigen auch durch soziale Sanktionen flankiert, wenn beispielsweise koloniale Vereine deutschen Männern ihre Mitgliedschaft verweigerten (Kundrus 2002: 263). Hier zeigt sich am deutlichsten, dass »Weißsein« im Wesentlichen eine soziale Position markiert und Zugang zu Ressourcen reguliert.

In der »Mischehen«-Frage kollidierten allerdings auch unterschiedliche Interessen, wobei im Fall der »Mischehen«-Verbote männliche Privilegien dem »nationalen Wohl« untergeordnet wurden. Dieser Aspekt verweist bereits auf die Interdependenz der Kategorien Geschlecht und Ethnizität im Szenario der »Verkafferrung«.

Nimmt man die Kategorie Geschlecht in den Fokus der Analyse erscheint interessant, dass der Begriff des »Verkafferns« in den Artikeln des Frauenbundes nahezu exklusiv männlich besetzt ist. Dies lässt sich unter anderem durch die diskursive Gleichsetzung von Männlichkeit und Natur in den Texten erklären. So spricht bei-

spielsweise Paul Rohrbach von einer »männerfordenden Wildnis« in den deutschen Kolonien (*Kolonie und Heimat*, Jg. 2, Nr. 15, S. 3). Die Virilität des Weißen Mannes wurde als nützlich angesehen, solange es um das Erobern und die Unterwerfung der Kolonien ging. Nun aber, so wird argumentiert, würde sich diese angebliche Nähe zur Natur zu einem Gefahrenpotenzial entwickeln. Der Kolonisator droht von der afrikanischen Natur und Bevölkerung einverleibt zu werden.⁹

In diesem Zusammenhang wurden vom Frauenbund Weiße bzw. deutsche Frauen zu »border guards« (Yuval Davis 1997: 23) des Weißen Kollektivs stilisiert. Sie sollten in die Kolonien einwandern und sogenannte »Mischehen« verhindern. Frauen sollten demnach das Weiße Kollektiv biologisch, kulturell und sozial reproduzieren. Sie trugen damit maßgeblich zur Weißen Selbstaffirmation in den Kolonien bei. Entsprechend der Zuordnung der männlichen Kolonisten zur Natur, wurden Weiße Frauen symbolisch der Kultur zugeordnet. Hier lässt sich eine Umkehrung der geschlechtsspezifischen Zuweisungen in der Dichotomie Natur versus Kultur konstatieren, wie man sie beispielsweise von dem Naturphilosophen Frances Bacon kennt (Walgenbach 2004; Scheich 1993; Merchant 1987; Duden 1987).

Die angebliche männliche Nähe zur Natur zeigte sich nach Ansicht des Frauenbundes beispielsweise in deren »primitiven« Essgewohnheiten und Wohnkulturen vor der Einreise deutscher Frauen.¹⁰ Die Autorinnen lassen in *Kolonie und Heimat* keinen Zweifel daran, dass die männlichen Kolonisten bis zu ihrer Ankunft allenfalls ein provisorisches Leben geführt haben. So beschreibt eine anonyme Autorin aus der deutschen Kolonie Ostafrika, dass die Junggeselleneinrichtung ihres neuen Gatten schon nach einem Jahr »zivilisierten Möbeln« Platz machen musste.¹¹ Angesichts der Tatsache, dass sich die Tätigkeiten und Artikel des Frauenbundes selten auf kolonisierte Subjekte bezogen, lässt sich daher zugespitzt formulieren, dass es dem Frauenbund vornehmlich um die Zivilisierung der »Weißen Rasse« ging (vgl. Walgenbach 2004).

Abschließend soll die Kategorie Klasse in den Fokus genommen werden. Die Gefahr des »Verkafferns« betraf nämlich nach Ansicht des Frauenbundes ganz besonders Männer mit proletarischem Hintergrund. So konstatiert beispielsweise Maria Kuhn, dass ein relevanter Faktor beim Anwachsen der »Mischlingsbevölkerung« in dem »Ansiedlermaterial« zu suchen sei (damit waren vor allem deutsche Soldaten gemeint, die sich als Farmer in den Kolonien niederlassen wollten). Im jahrelangen Kampf der Schutztruppen hätten sich die Beziehungen der Mann-

⁹ Solche Befürchtungen müssen auch im Kontext der damaligen Akklimatisierungsdebatte gesehen werden, in der diskutiert wurde, inwiefern sich Weiße Europäer den tropischen Umweltbedingungen anpassen könnten (siehe dazu bspw. Grosse 2000: 53–58).

¹⁰ *Kolonie und Heimat*, Jg. 6, Nr. 45, S. 8; Jg. 4, Nr. 36, S. 8; Jg. 7, Nr. 46, S. 8.

¹¹ *Kolonie und Heimat*, Jg. 7, Nr. 5, S. 8.

schaften zum Vaterland gelockert. Darunter hätten ihre Sitten in mancher Hinsicht gelitten, so die Funktionärin des Frauenbundes (*Kolonie und Heimat*, Jg. 4, Nr. 6, S. 8).

Offenbar hielten die Autorinnen des Frauenbundes lediglich bürgerliche Männer zur sexuellen Selbstkontrolle fähig. Mit dieser Argumentation konnte der Frauenbund an eugenische und sozialdarwinistische Diskurse im Deutschen Kaiserreich anknüpfen, in denen das Proletariat mit materieller, kultureller und sexueller Degeneration in Verbindung gebracht wurde (Weingart u.a. 1988: 50ff., 114 ff., 125).

Die Zugehörigkeit zur proletarischen Klasse bricht demnach die soziale Position von *Whiteness*. Dies zeigt sich auch in den Distinktionskämpfen *zwischen* Frauen, welche sich in *Kolonie und Heimat* manifestieren (s. dazu auch Walgenbach 2003). So sprachen bürgerliche Autorinnen wie Clara Brockmann beispielsweise von der ›Zwitterstellung‹ Weißer Dienstmädchen in den Kolonien. Die ›Mädchen‹ würden durch diese in eine ›Falsche Stellung‹ hineingedrängt werden.¹² Nach Ansicht von Maria Karow sollten sie sich im Klaren sein, dass es nicht genügt ›lediglich die Dame zu spielen‹ und dass Ihnen nur tüchtige Leistungen und ein sittlich-reines Leben auf Dauer den Anspruch auf die bevorzugte Stellung erhalten würden.¹³ Das Postulat der vorbildlichen Performanz Weißer Weiblichkeit galt demnach besonders für Frauen mit proletarischem Hintergrund. Deutlich wird zudem erneut, dass der Weiße Status *verdient* werden muss. *Whiteness* wird somit zum Gratifikationsprodukt.

Zusammenfassende Schlussfolgerungen

Es ist deutlich geworden, dass die Kategorien ›Weiß‹ und ›Schwarz‹ keine biologischen Merkmale beschreiben, sondern soziale Konstruktionen. Dies zeigt sich besonders markant, wenn man die Grenzregionen bzw. -überschreitungen innerhalb des binären Ordnungsmusters analysiert. Die Inklusion in ein Weißes Kollektiv wird darüber hinaus in historischen und geographischen Kontexten unterschiedlich reguliert und umkämpft.

Im Kontext der deutschen Kolonien war *Whiteness* nicht allein eine Frage der Komplexion, sondern auch der Lebensführung und Identifikation. In dem Szenario der ›Verkafferung‹ männlicher Kolonisten oder auch der ›Zwitterstellung‹ Weißer Dienstmädchen zeigte sich, dass man seinen Weißen Status erwerben oder verlieren konnte. In diesen Szenarien wird *Whiteness* als Gratifikationsprodukt gehandelt, welches angepassten Subjekten eine privilegierte Position in den Kolonien garantiert. *Whiteness* lässt sich allerdings nicht auf eine symbolische Ebene reduzieren, die

¹² *Kolonie und Heimat*, Jg. 2, Nr. 22, S. 2.

¹³ *Kolonie und Heimat*, Jg. 2, Nr. 6, S. 8.

privilegierte Position ist vielmehr verankert in der materiellen, politischen, sozialen und kulturellen Ordnung der deutschen Kolonien.

Deutlich wurde zudem, dass ein Weißes Kollektiv erst hergestellt werden muss. Die Kategorie Geschlecht nimmt dabei in dem Prozess Weißer Selbstaffirmation eine zentrale Funktion ein. In den deutschen Kolonien sollten Weiße Frauen das Weiße Kollektiv biologisch, kulturell und sozial produzieren. Indem sie sich auf die ›Zivilisierung der Weißen Rasse‹ konzentrierten, trugen sie zur Stabilisierung Weißer Dominanz und Identität bei.

Die angebliche Naturnähe der männlichen Kolonisten schien das Weiße Kollektiv dagegen zu destabilisieren, insbesondere wenn sie eine sogenannte ›Mischehe‹ eingingen. Dennoch waren es vor allem Männer, welche die politische, wirtschaftliche und militärische Ordnung in den Kolonien etablierten. Besonders in Südwafrika wurde dabei nach dem Kolonialkrieg eine strikte Politik rassistischer Segregation verfolgt. Dies muss wiederum als männlicher Beitrag zur Formierung und Stabilisierung Weißer Dominanz gewertet werden.

Gefährdet wurde die Vorstellung der Superiorität des Weißen Kollektivs offenbar auch durch den proletarischen Anteil seiner Mitglieder. Dies betraf sowohl Männer als auch Frauen. Hier zeigt sich das interdependente Verhältnis von *Whiteness* und Klasse. Ordnungsstabilisierend wirkte nach den Vorstellungen des Frauenbundes dagegen eine bürgerliche Herkunft. So sollten insbesondere ›gebildete Frauen‹ dafür prädestiniert sein, ›deutsche Sitte und Kultur‹ in den Kolonien zu etablieren (s. Walgenbach 2005).

Whiteness kann demnach nicht isoliert von anderen Kategorien analysiert werden. Geschlecht und Klasse beispielsweise verstärken oder brechen Weiße Formationen. Dabei sind auch die konkreten Ausgestaltungen der Interdependenzen zeitlich und räumlich variabel. Daraus folgt, dass *Whiteness* stets in seinen spezifischen Kontexten untersucht werden muss.¹⁴ Die diagnostizierte Variabilität verweist allerdings noch auf einen weiteren wichtigen Aspekt: Was sozial gemacht wurde, kann auch annulliert werden.

Literatur

Allen, Theodor. W. (1998), *Die Erfindung der weißen Rasse. Rassistische Unterdrückung und soziale Kontrolle*, Bd.1, Berlin.

¹⁴ Für weitere Artikel im deutschen Kontext siehe beispielsweise Arndt 2003; Tischleder 2001; Tißberger 2001; Wachendorfer 2001; Wollrad 1999; Wunsch 2001.

- Arndt, Susan (2003), »Konzeptionen von Weiß-Sein, Feminismus und afrikanisch-feministische Literatur«, in: Ehlers, Monika/Lezzi, Eva (Hg.), *Fremdes Begehren. Repräsentationsformen transkultureller Beziehungen*, Köln, Weimar, Wien.
- Bay, Mia (2000), *The White Image in the Black Mind. African-American Ideas about White People, 1830–1925*, New York.
- Carstens, Cornelia/Vollherbst, Gerhild (2002), »Deutsche Frauen nach Südwest!« – Der Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft«, in: Heyden, Ulrich van der/Zeller, Joachim (Hg.), *Kolonialmetropole Berlin: eine Spurensuche*, Berlin.
- Chomsky, Noam/Herman, Edward S. (1988), *Manufacturing Consent. The Political Economy of the Mass Media*, New York.
- Davis, Angela (1982), *Rassismus und Sexismus. Schwarze Frauen und Klassenkampf in den USA*, Berlin.
- Dietrich, Anette (2004), »Konzepte von ›Rasse‹ und ›Geschlecht‹ im Kontext des deutschen Kolonialismus«, in: Engel, Gisela/Kailer, Katja (Hg.), *Kolonisierungen und Kolonisationen*, Berlin.
- Douglas, Mary (1985), *Reinheit und Gefährdung. Eine Studie zu Vorstellungen von Verunreinigung und Tabu*, Frankfurt a.M.
- Duden, Barbara (1987), *Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730*, Stuttgart.
- Dyer, Richard (1986), *Heavenly Bodies. Film, Stars and Society*, London.
- Dyer, Richard (1993), *The Matter of Images*, London.
- Dyer, Richard (1995), »Das Licht der Welt- Weiße Menschen und das Film-Bild«, in: Angerer, Marie-Luise (Hg.), *The Body of Gender. Körper. Geschlechter. Identitäten*, Wien.
- Dyer, Richard (1997), *White*, London, New York.
- El-Tayeb, Fatima (2001), *Schwarze Deutsche. Der Diskurs um ›Rasse‹ und nationale Identität 1890–1933*, Frankfurt a.M., New York.
- Essner, Cornelia (1992), »Wo Rauch ist, da ist auch Feuer. Zu den Ansätzen eines Rassenrechts für die deutschen Kolonien«, in: Wagner, Wilfried/Heyden, Ulrich van der (Hg.), *Rassendiskriminierung, Kolonialpolitik und ethnisch-nationale Identität*, Hamburg.
- Ferreira; Grada Kilomba (2003), »Die Kolonisierung des Selbst – der Platz des Schwarzen«, in: Steyerl, Hito/Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (Hg.), *Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik*, Münster.
- Foucault, Michel (1983), *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit. Bd. I*, Frankfurt a.M.
- Frankenberg, Ruth (1993), *White Women, Race Matters. The Social Construction of Whiteness*, London.
- Grosse, Pascal (2000), *Kolonialismus, Eugenik und bürgerliche Gesellschaft in Deutschland 1850–1918*, Frankfurt a.M., New York.
- Hanke, Christine (2000), »Zwischen Evidenz und Leere. Zur Konstitution von ›Rasse‹ im physisch-anthropologischen Diskurs um 1900«, in: Bublitz, Hannelore/Hanke, Christine/Seier, Andrea (Hg.), *Der Gesellschaftskörper. Zur Neuordnung von Kultur und Geschlecht um 1900*, Frankfurt a.M./New York.
- Hooks, Bell (1992), *Black Looks. Race and Representation*, Boston.
- Ignatiev, Noel (1995), *How the Irish Became White*, New York.
- Jacobsen, Matthew Frye (1999), *Whiteness of a Different Color*, Cambridge, Massachusetts.
- Kundrus, Birthe (2002), »Koloniale Behauptungen. Kolonialinteresse und Deutsch-Südwestafrika 1884–1914«, *Habilitationschrift Carl von Ossietzky*, Universität Oldenburg.
- Mamozaï, Martha (1989), *Schwarze Frau, Weiße Herrin. Frauenleben in den deutschen Kolonien*, Reinbek.
- Mayring, Phillip (1993), *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*, Weinheim.

- Merchant, Carolyn (1987), *Der Tod der Natur. Ökologie, Frauen und neuzzeitliche Naturwissenschaft*, München.
- Morrison, Toni (1995), *Im Dunkel spielen – weiße Kultur und literarische Imagination*, Reinbek.
- Rommelspacher, Birgit (1995), *Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und Macht*, Berlin.
- Scheich, Elvira (1993), *Naturbeherrschung und Weiblichkeit*, Pfaffenweiler.
- Sinha, Mrinalini (1987), »Gender and Imperialism: Colonial Policy and the Ideology of Moral Imperialism in Late Nineteenth Century Bengal«, in: Kimmel, Michael (Hg.), *Changing Men: New Directions in Research on Men and Masculinity*, Newbury Park, Beverly Hills.
- Smidt, Karen (1994), »Germania führt die Frau nach Südwest. Auswanderung, Leben und soziale Konflikte deutscher Frauen in der ehemaligen Kolonie Deutsch-Südwestafrika 1884–1920«, *Dissertation an der Universität Magdeburg*.
- Tischleder, Bärbel (2001), *Body Trouble. Entkörperlichung, Whiteness und das amerikanische Gegenwartskino*, Frankfurt a.M., Basel.
- Tißberger, Martina (2001), »Über Frauen und andere Ent-fremd-ete«, *Psychologie & Gesellschaftskritik*, Jg. 25, Heft 2/3, Nr. 98/99, S. 98–99.
- Wachendorfer, Ursula (2001), »Weiß-Sein in Deutschland. Zur Unsichtbarkeit einer herrschenden Normalität«, in: Arndt, Susan (Hg.), *AfrikaBilder. Studien zu Rassismus in Deutschland*, Münster.
- Walgenbach, Katharina (2005), *Die weiße Frau als Trägerin deutscher Kultur. Koloniale Diskurse zu Geschlecht, »Rasse« und Klasse im Kaiserreich*, Frankfurt a.M., New York.
- Walgenbach, Katharina (2004), »Rassenpolitik und Geschlecht in Deutsch-Südwestafrika (1907–1914)«, in: Becker, Frank (Hg.), *Rassenmischehen – Mischlinge – Rassentrennung. Zur Politik der Rasse im deutschen Kolonialreich*, Stuttgart.
- Walgenbach, Katharina (2003), »Zwischen Selbstaffirmation und Distinktion: Weiße Identität, Geschlecht und Klasse in der Zeitschrift Kolonie und Heimat«, in: Winter, Carsten/ Hepp, Andreas/Thomas, Tanja (Hg.), *Medienidentitäten – Identität im Kontext von Globalisierung und Medienkultur*, Köln.
- Walgenbach, Katharina (2002), »Weiße Dominanz. Zwischen struktureller Unsichtbarkeit, diskursiver Selbstaffirmation und kollektivem Handeln« in: Bartmann, Sylke/Gille, Karin/Haunss Sebastian (Hg.), *Kollektives Handeln. Politische Mobilisierung zwischen Struktur und Identität*, Düsseldorf.
- Ware, Vron (1993), *Beyond the Pale. White Women, Racism and History*, London, New York.
- Weingart, Peter/Kroll, Jürgen/Bayertz, Kurt (1988), *Rasse, Blut und Gene. Geschichte der Eugenik und Rassenhygiene in Deutschland*, Frankfurt a.M.
- Wildenthal, Lora (2001), *German Women for Empire, 1884–1945*, London.
- Wildenthal, Lora (2003), »Rasse und Kultur. Frauenorganisationen in der deutschen Kolonialbewegung des Kaiserreichs«, in: Kundrus, Birthe (Hg.), *Phantasiereiche. Zur Kulturgeschichte des deutschen Kolonialismus*, Frankfurt a.M.
- Wollrad, Eske (1999), *Wildnisserfahrung – womanistische Herausforderung und eine Antwort aus Weißer feministischer Perspektive*, Gütersloh.
- Wünsch, Michaela (2001), »Differenzen testen«, in: jour fixe initiative berlin (Hg.), *Wie wird man fremd?*, Münster.
- Yuval-Davis, Nira (1997), *Gender & Nation*, London.